

URSULA ULLRICH

WEISSE FRAU  
IM DORNENKRAL

NEUMANN VERLAG

die Kälte durch die Ritzen in den Wänden, und vor einem kräftigen Gewitterguß in der Regenzeit bietet das Dach keinen Schutz.

Jetzt essen die Neger im Halbdunkel ihrer Hütten ihren Maisbrei, der von ihren braunen Händen zu Klößen geformt und in saurer Milch gewälzt wird, bevor sie ihn in den Mund stopfen. Der Mais wird von den Frauen in hölzernen Mörsern zu grobem Mehl zerstampft. Die «Mahlgefäße» bestehen aus einem ausgehöhlten, roh zu rechtgeschnitzten Baumstamm und zwei Holzklöppeln. Der Mörser wird mit Mais gefüllt. Zwei Frauen packen die schweren Holzstangen und stoßen sie abwechselnd mit kräftigem Schwung in die blanken gelben Körner. Der Boden dröhnt von den schweren Schlägen der maisstampfenden Frauen. Die Geräusche werden vom Wind davongetragen und klingen weiter entfernt wie dumpfer Trommelschlag. Der Schweiß springt den Frauen bei jedem Schlag der Klöppel in kleinen Tröpfchen davon. Keuchend wird der Atem im Rhythmus der Schläge ausgestoßen. Es klingt wie der rauhe Laut aus den Kehlen der Masai-Krieger, wenn sie tanzen. Fast eine Stunde lang müssen die braunen Frauen den Klöppel schwingen, bis sich die harten Maiskörner in Mehl verwandeln, das nun in der Sonne getrocknet wird.

Der Mais ist Hauptgericht, nicht Beigabe. Fleisch erhält der auf den Farmen arbeitende Afrikaner nur an Festtagen, und Festtage sind selten. Es ist kein Wunder, daß der schwarze Arbeiter sich freut, wenn seinem weißen Herrn ein Stück Vieh verendet. Es ist gefährlich, das Fleisch eines verendeten Tieres, dessen Todesursache unbekannt ist, zu verzehren. Aber die Meinung des weißen Bwanas lautet: «Ein Negermagen verträgt alles!» Der Neger fragt nicht danach, woran das Tier starb. Er kennt nicht die Gefahr der Fleischvergiftung und weiß nicht, was Milzbrand bedeutet. Er sieht das viele Fleisch, das nun ihm gehört, und freut sich, in seinen Töpfen wieder einmal etwas anderes kochen zu können als immer nur Maisbrei.

Wir konnten auf einer unserer Safaris einem jungen Masai, der von einem gestorbenen Rind gegessen hatte und an Milzbrand erkrankt war, das Leben retten, indem wir ihn schnell zur nächsten Ortschaft fuhren, in der eine Sanitätsstelle eingerichtet war. In seinem Zustand wäre es ihm unmöglich gewesen, die vierzig Kilometer zu Fuß zum Arzt zu gehen. Er wäre mit Sicherheit gestorben. Als wir ihn später wieder in seinem Dorf besuchten, war er gesund und begrüßte uns mit herzlicher Dankbarkeit.

#### CHAMÄLEONS, COLOBUSAFFEN UND EIN UNVERTRÄGLICHES NASHORN

Wir verbringen die heißen Mittagsstunden auf der Farm. In der Nähe des Küchengebäudes bauen wir für unsere Schildkröte einen primitiven Käfig, damit sie uns nicht davonlaufen kann. Wir setzen das Panzertier ins grüne Gras und hoffen, daß es sich

daran gütlich tut. Aber die Schildkröte rührt sich nicht von der Stelle. Sie hat den Kopf weit in den schützenden Panzer gezogen und mißtraut uns offenbar. Ich sitze neben ihr im Gras und warte mit der Kamera in der Hand, bis sie ihren dicken Kopf aus dem Panzer schiebt, denn ich will eine Porträtaufnahme von ihr machen. Wolfgang fotografiert unscheinbare, kleine Eidechsen, die an den Wänden der Küchenhütte entlanghuschen, um Fliegen zu erbeuten oder sich den Bauch in der prallen Sonne zu wärmen.

Neben der Küche steht ein Baum. Seine Blätter bewegen sich leise im Wind. Ab und zu fallen von diesem Baum winzige Tröpfchen herab und landen auf meinem Gesicht oder den Armen. Daß es regnet, ist ausgeschlossen. Der Himmel ist wolkenlos. Die Tröpfchen sind Ausscheidungen der Zikaden, die sich im Baum angesiedelt haben. Ich stehe auf und suche in den Zweigen nach diesen Insekten. Dabei fällt mein Blick auf ein kleines Tier mit zwei zackigen Hörnern auf dem Kopf, die waagrecht nach vorn stehen, und einem langen glatten Schwanz, den es fest um einen Zweig gewickelt hat. Es sieht aus wie die Miniaturausgabe eines vorsintflutlichen Ungeheuers und ist doch nur ein harmloser kleiner Fliegenfänger, ein Chamäleon. Ich freue mich über den guten Fund und rufe meinen Mann herbei. Vorsichtig löse ich das Tier vom Zweig ab. Das Chamäleon wehrt sich gegen diese Freiheitsberaubung durch einen kräftigen Biß mit den scharfen Kiefern und versucht, mir zu entkommen. Ich schließe die Hand und halte das Tierchen fest. Wieder klemmt der mit winzigen Zähnchen bewaffnete scharfrandige Kiefer meinen Finger! Die Bisse der Echsen sind ungefährlich, aber schmerzhaft. Manchmal verbeißt sich das kleine Ungeheuer so fest, daß es am Finger hängenbleibt und ich Mühe habe, die Kiefer wieder zu lösen. Die kleinen spitzen Krallen der Zehen am zweigeteilten Greiffuß des Chamäleons bohren sich in meinen Handteller, und der hornbewehrte Kopf versucht immer wieder, zwischen meinen Fingern hindurch ins Freie zu gelangen. Chamäleons sind sehr langsame Tiere. Ich trage das Tier zu einem niedrigen Busch, wo wir es unter günstigen Lichtverhältnissen in aller Ruhe auf den Film bannen können. Kaum habe ich dem zappelnden kleinen Wesen seine Freiheit wiedergegeben, hat es schon die den Chamäleons eigene Bedächtigkeit zurückgewonnen. Mit erstaunlicher Langsamkeit setzt die Echse ein Bein vor das andere, wobei der Greifschwanz als Sicherung die Zweige umfaßt. Wolfgangs Filmkamera surrt. Das Chamäleon benimmt sich wie ein vollendeter Filmstar. Es rollt mit seinen hervortretenden kegelförmigen Augen, die eine ungewöhnliche Beweglichkeit besitzen. Als würden sie von einem Kugelgelenk bewegt, kann das Tier damit nach vorn, hinten, oben und unten schauen. Die Augen des Chamäleons sind aber nicht nur nach allen Seiten drehbar, sondern können sogar unabhängig voneinander bewegt werden. Es ist schwer, die genaue Färbung eines Chamäleons zu beschreiben, denn sie wechselt je nach der Stimmung, in der sich das Tier befindet. Wenn es ihm zu heiß ist oder zu kalt, wenn es hungert oder sich erregt, hat es eine andere Farbe, als wenn es satt, zufrieden und ungestört ist. Das gleiche Chamäleon

kann innerhalb weniger Stunden ein grünes, braunes, rostrotes, quittegelbes oder graues Kleid anlegen.

Blitzschnell schießt aus dem Maul des Chamäleons die lange Zunge heraus, erhascht eine fette Fliege, die an der dicken Zungenspitze haftenbleibt, und wird ebenso schnell wieder ins Maul zurückbefördert. Nach einigen Kaubewegungen des Kiefers verfällt das Tier wieder in seine starre, lauernde Haltung. Der Vorgang des Fliegenfangens geschieht in einer Geschwindigkeit, die es schwer macht, Einzelheiten zu erkennen. Nach ausgiebigem Zielen, wobei sich ausnahmsweise beide Augen auf einen Punkt konzentrieren, schießt die Zunge, die länger ist als der Körper des Chamäleons, wie ein Pfeil heraus und trifft mit erstaunlicher Sicherheit das Insekt. Ich habe in zoologischen Gärten schon des öfteren fliegenfangende Chamäleons gesehen. Selten verfehlten die geschickten Tiere ihre Beute.

Unser kleiner Filmstar hat sich in den schattigen Teil des Strauches zurückgezogen. Weil wir noch ein paar Meter Film von ihm drehen wollen, hole ich das Tierchen aus dem Busch heraus und setze es auf meine Hand. Wieder klemmen die kräftigen Kiefer meinen Finger. Ich löse das Gebiß und lasse das Chamäleon an meinem Arm aufwärtsklettern. Mühelos überwindet es die steile Steigung. Seine winzigen nadelspitzen Krallen finden in meiner Haut festen Halt. Es arbeitet sich zum Blusenärmel empor, kriecht über die Schulter zum Hals, zieht sich am Rand meines Popelinehütchens hoch und macht es sich auf diesem luftigen Platz bequem. Entsetzt hat der Küchenboy der Kletterpartie des Chamäleons zugesehen. Jetzt findet er seine Sprache wieder.

«Memsab, wirf das böse Tier herunter, töte es!» ruft er mir zu. «Chamäleons sind shaitani. Man muß sie töten, weil sie Krankheit und Tod bringen!»

Lachend nehme ich das «gefährliche» Tierchen von meinem Hut, halte es dem Neger vor die Nase und erkläre, daß Chamäleons höchstens einer Fliege, niemals aber einem Menschen etwas zuleide tun können. Erschreckt weicht der Junge zurück. «Glaube mir, Mama», flüstert er tonlos und hebt beschwörend die Hände. «Chamäleons sind Unglücksbringer!» Dann erzählt er mir, wie man diese harmlosen Echten am besten töten kann, ohne sie berühren zu müssen: man bestreut sie mit Schnupftabak. Sofort verfärbt sich das arme Tier. Ein leichtes Zittern geht durch den kleinen Körper, und schon nach wenigen Minuten tritt der Tod ein. Ein Opfer des Aberglaubens der Neger! In einem blühenden Jacaranda-Baum entdecken wir Honigsauger. Fliegenden Edelsteinen gleich schwirren diese kleinen Vögel im schillernden Federkleid durch das duftende Blütenmeer. Sie tauchen ihre langen gebogenen Schnäbel tief in den Kelch der blauen Blüten ein und saugen den Nektar, der sich an seinem Grunde angesammelt hat. Sie sehen den südamerikanischen Kolibris zum Verwechseln ähnlich. Nur daß sie nicht im Schwirrfly vor der Blüte in der Luft stehen können und deshalb sitzend die Nahrung aufnehmen. Geschäftig wie Bienen fliegen sie schnell von Blume zu Blume. Wenn das Gefieder der männlichen Nektarvögel von der Sonne beschienen wird, erhält es einen metallischen Glanz.

Vom Wald her klingt der rollende Ruf der Colobusaffen. Sie verlassen ihre Ruheplätze im schattigen Blätterdach der großen Urwaldriesen und wandern auf alten Wechsellern zu den Nsesewe-Bäumen am Rande der Lichtung. Seitdem die ersten grünen Blattspitzen aus den kahlen Zweigen hervorgebrochen sind, kommen die Affen Tag für Tag zur gleichen Stunde zu diesen Bäumen, um ihren Hunger zu stillen. Diese Regelmäßigkeit im Tagesablauf der Colobusaffen erleichtert unser Bemühen sehr, ihre Lebensgewohnheiten zu studieren und in Bild und Film festzuhalten. Wir können uns, bevor die Affen kommen, im dichten Unterholz unter den Futterbäumen verbergen und so, ohne von den Tieren bemerkt zu werden, unsere Beobachtungen machen. Drei Monate befinden wir uns jetzt im Schwarzen Erdteil. Der größte Teil dieser Zeitspanne war der Erforschung dieser interessanten Affenart gewidmet, die um die Jahrhundertwende um einer Modetorheit willen fast ausgerottet wurde.

Von einem Hügel, der sich aus dem Urwald erhebt, haben wir einen guten Überblick über den Wohnbereich der von uns beobachteten Affenherde. Ihr Territorium wird im Osten durch die Buschsteppe, im Norden durch das Farmgebiet begrenzt. Nach Süden und nach Westen schließt sich der von anderen Colobusaffen-Horden bewohnte Teil des Urwaldes an, der in westlicher Richtung bis zu einer Höhe von etwa 3000 Metern am Hang des Meru aufsteigt. Zwischen dem geschlossenen Waldgebiet und dem Farmgelände liegt ein breiter Streifen Sekundärwald, der von den Colobusaffen nicht aufgesucht wird, weil die schwankenden Zweige junger Bäume der Fortbewegungsweise dieser Affenart hinderlich sind. Er bildet eine weitere Begrenzung ihres Territoriums.

Wir fertigten eine Skizze des Waldstückes an, in dem sich die Affen aufhielten, und bezeichneten darin die Bäume, in denen wir sie schlafend, ruhend oder fressend fanden. Die entferntesten Punkte innerhalb dieses Waldbereiches betrachteten wir als die Grenzen ihres Wohngebietes. Die Richtigkeit des Planes vom Territorium unserer Colobuserde bestätigte sich, als wir eines Tages auf schmalen Wildwechsellern in den Urwald eindringen und die Affen verfolgten. Sie sprangen in den Zweigen der Bäume vor uns her und machten dort kehrt, wo wir auch die Grenze ihres Wohnbereiches vermuteten, um wieder in die Bäume zu gelangen, wo sie am häufigsten saßen. — Die Größe des Territoriums beträgt etwa 15 Hektar. Innerhalb dieses Wohnbereiches befand sich ein Gebiet von etwa 4 Hektar, das von den Affen als Aufenthaltsort bevorzugt wurde. Wie uns auch Rolf Trappe bestätigt, halten sich hier die Colobusaffen während des größten Teils des Jahres auf, während sie den anderen Bezirk ihres Territoriums nur dann aufsuchen, wenn sich dort Bäume frisch begrünen oder Früchte reifen, die sie gern fressen. Zu dieser Zeit kehren sie auch nicht in der Dämmerung zu ihren Schlafplätzen am Rande der Lichtung zurück. Sie übernachten in einem Baum, der sich in der Nähe ihrer neuen Futterquelle befindet.

Die auffälligsten Bäume trugen wir in unsere Skizze ein und nummerierten sie. So war es uns möglich, von verschiedenen Orten aus Beobachtungen und Aufzeichnungen

Es ist möglich, daß sie wegen des geringen Schutzes vor den Augen der Raubvögel, vor Wind und Regen als Schlafplatz gemieden werden, denn es werden Bäume mit dichtbelaubten Kronen bevorzugt. Niemals fanden wir alle Herdenmitglieder zugleich in einem Schlafbaum. Sie benutzen meist zwei oder gar drei nebeneinanderstehende Bäume, in denen sie die Nacht verbringen.

Viele Zoologen haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, welchen Sinn und Zweck das markant gezeichnete Fell der Colobusaffen hat. Die einen meinen, es sei eine Tarnfarbe, die diese Affen in der Licht-Schatten-Wirkung des Urwaldes unsichtbar macht. Wohl stimmt es, daß die Colobusaffen nur schwer zu erkennen sind, wenn man vom Urwaldboden aus gegen den hellen Himmel in die Wipfel der Bäume schaut. Es ist aber für diese Tiere bedeutungslos, ob sie von unten gesehen werden oder nicht. Der Feind, und ihm gegenüber soll doch die Verbergetracht einen Sinn erfüllen, stößt von oben auf sie herab. Für das Auge des Adlers kann es nichts Auffallenderes geben als das schwarz-weiße Fell der Colobusaffen. Weithin leuchtet es aus dem grünen Blättermeer des Urwaldes hervor. Andere wieder meinen, daß der weiße buschige Schwanz und der flatternde Schulterbehang Bartflechten nachahmen, die oft im Nebelwald an den Zweigen der Bäume zu finden sind, und geben ihnen die Bedeutung einer Schutzanpassung. Das kann der wahre Grund nicht sein, denn Colobusaffen kommen auch in Urwäldern vor, in denen keine Bartflechten wachsen.

Wir glauben, daß die auffallende Färbung der Markierung des Territoriums dient, der Abgrenzung des Wohnbereichs einer bestimmten Horde gegenüber fremden Horden. Zu dieser Annahme kamen wir auf Grund unserer Beobachtungen. Während sich die Affen dem Feind gegenüber hinter dichtbelaubten Zweigen verbargen, stellten sie ihr schönes Fell dem Artgenossen zur Schau. Wenn sich zwei nebeneinanderwohnende Horden an der Grenze ihrer Territorien begegneten, «brüllten» sie sich nicht nur gegenseitig an, sondern sie sprangen auch in den Ästen umher. Dabei breitete sich der weiße Schulterbehang wie ein Mantel aus, und der dicke «Pferdeschwanz» ordnete sich wehend in das Spiel von Farbe und Bewegung ein. Meist waren es männliche Tiere, die sich an diesem «Stimmkrieg» beteiligten. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß damit nicht nur eine akustische, sondern auch eine optische Markierung des Territoriums vollzogen wurde. Niemals waren diese Begegnungen mit blutigen Auseinandersetzungen verbunden. Wenn sich die Affen genügend angebrüllt und mit ihrem Fell zugewinkt hatten, zogen sich die beiden Herden meist wieder in ihre Wohnbereiche zurück, ohne sich weiter zu belästigen. Auch während der Hauptrufzeiten, die im Tagesablauf der Colobusaffen genau festgelegt sind, springt wenigstens ein rufendes Männchen winkend im Baum umher.

Die erste Rufzeit liegt in der ersten Stunde nach Sonnenaufgang, zwischen sechs und sieben Uhr, die zweite zwischen zehn und elf Uhr, wenn die Affen ihre Futterplätze erreicht haben, und die dritte Ruffolge erklingt, wenn die Tiere bei Sonnenuntergang zu den Schlafbäumen zurückkehren, zwischen siebzehn und achtzehn Uhr. Eine

weitere festliegende Rufzeit ist um drei Uhr morgens. Die Affen können natürlich auch zu anderen Zeiten ihren Ruf erschallen lassen, aber das ist selten und hat meist einen äußeren Anlaß. Während der Hauptrufzeiten werden die drei wichtigsten Aufenthaltsorte, die von den Colobusaffen im Laufe des Tages eingenommen werden, akustisch markiert und den anderen Horden gemeldet. Hat eine Horde ihren Ruf beendet, schließt sich die Lautäußerung einer anderen Horde an. Wie ein Lauffeuer springt der Ruf von Horde zu Horde, und man kann danach schätzen, wie viele Colobusaffen-Horden den Wald bewohnen.

Die Sonne hat sich hinter goldumrandeten Regenwolken verborgen. Ihre Strahlen durchbohren das Grau. Als leuchtende Strahlenkrone stehen sie über einem Wolkenberg, und in breiten milchigweißen Bahnen stoßen sie herab auf das Land. Ein seltsam fahles Licht entstellt die Farben. Es ist eine Stimmung über dem Bergland wie vor einem Gewitter. Noch einmal wird die Sonne als großer rotgoldener Feuerball über dem Gipfel des Meru sichtbar, um dann in Sekundenschnelle hinter seinem Kraterand zu versinken. Der Sonnenuntergang ist das Startsignal für Moskitos und Stechfliegen. Mit großer Zielstrebigkeit kommen sie angeschwirrt, um uns zu peinigen. Sie setzen sich an Nacken, Hände, Schläfen und Beine. Man könnte um sich schlagen, aber selbst das schützt nicht vor dem Stechrüssel der aufdringlichen Plagegeister und würde nur die Affen verjagen. Wir müssen ruhig auf unserem Aussichtsposten sitzen bleiben, wenn wir die Colobusaffen ungestört beobachten wollen. Die Tiere haben schon ihre Schlafbäume aufgesucht. Mit bloßem Auge sind sie kaum noch zu erkennen. Im lichtstarken Zeiß-Feldstecher sehen wir die Affen zu zweit, zu dritt und zu fünf dicht nebeneinandersitzen. Ein Affe, es ist ein Männchen, schläft allein in einem Baum. Mit gekrümmtem Rücken, die eine Hand einen Ast umfassend, die andere auf den angezogenen Schenkeln ruhend, den Kopf in die Schultern gezogen, hockt er im Baum.

Die beiden Jungaffen sind in den Schoß ihrer Mütter zurückgekehrt. Müde schmiegen sie sich an ihren warmen Leib. Die Äffinnen halten ihre Kinder mit einer Hand fürsorglich fest und lassen ihren Kopf auf die Kinder herabsinken. Der Colobusaffentag ist zu Ende.

Im Nachtglas kann man keine Einzelheiten mehr erkennen. Wir brechen auf und gehen zum Farmhaus zurück. Die Knie schmerzen vom langen Sitzen, und die zahlreichen Stiche der blutsaugenden Insekten verursachen einen unangenehmen Juckreiz. Der kühle Nachtwind weht uns das ferne Trompeten eines Elefanten zu. Irgendwo im Urwald schreit ein Buschbaby. Aus der Veranda des Farmhauses dringt der gelbe Schein der Petroleumlampe. Wir treten ins Haus, entledigen uns unserer verschmutzten «Arbeitskleidung» und setzen uns nach einem erfrischenden Bad zur Lampe, um die Tagebuchnotizen auszuarbeiten.

Der Morgen ist kalt und naß. Eine dicke graue Dunstschicht liegt über dem Land. Die Colobusaffen sind in die Wipfel ihrer Schlafbäume gestiegen und warten auf die

wärmende Sonne. Ihr Fell ist naß vom Tau. Die langen weißen Schwänze hängen schwer herab. Während sie sonst um diese Zeit ihren Morgengesang anstimmen und zu den Futterbäumen wandern, bleiben sie heute schweigsam. Erst als die Sonne, viel später als gewöhnlich, den Nebel durchdringt und wärmend und trocknend das Land überstrahlt, wird es in der Colobusaffenherde lebendig. Ungeduldig klettern die Kinder aus dem Schoß ihrer Mütter. Tolpatschig und unbeholfen beginnen sie wieder ihre Kletterversuche. Das weiße buschige Schwänzchen wie eine Fahne hin- und herschwenkend, balancieren sie wie Seiltänzer im Gezweig des Schlafbaumes, bis die besorgten Mütter den Arm nach ihnen ausstrecken und sie in den sicheren Schoß zurückbefördern.

Jetzt erheben die Affen auch ihre weittragende Stimme. Das einzeln sitzende Männchen und ein Männchen in dem Baum, wo der Hauptteil der Horde schlief, rufen fast gleichzeitig. In den Zweigen umherspringend, lassen sie ihr «orrr, orrr, orrr» hören. Die nachbarliche Horde setzt den dunkel-grollenden Morgengesang fort, der nun wie ein Signal von Herde zu Herde springt und bis zu den entferntesten Affenhorden am steilen Berghang des Meru getragen wird. Der kalte, unfreundliche Morgen hat den Ruf der Colobusaffen verzögert.

Als die Affen ihre Wanderung zu den Nsesewe-Bäumen antreten, um in ihnen zu frühstücken, besteigen wir den Landrover und fahren mit Rolf zu den Feldern. Wir wollen feststellen, wie sich die elektrische Fence in der letzten Nacht bewährt hat. Der neue blanke Draht blinkt in der Sonne. Die elektrische Umzäunung finden wir so, wie Rolf sie am Vortag angebracht hat. Dennoch sind bei einer Anzahl junger Bohnenpflanzen die Blätter bis zum Boden abgefressen. Wir gehen den kleinen runden Fahrten nach, die sich tief ins lockere Erdreich geprägt haben, und finden die Erklärung. Die zierlichen Dik-Diks sind einfach unter dem elektrischen Zaun hindurchgeschlüpft, während die größeren, schwereren Antilopen in elegantem Sprung darüber hinwegsetzten, wie die Spuren erkennen lassen. Rolf muß also einen zweiten Draht spannen, um den naschhaften Vierbeinern für immer das Gästrecht zu verweigern.

Während sich der Farmer bemüht, sein Feld wildsicher abzuzäunen, pirschen wir mit unseren Kameras durch die Buschwildnis zwischen Farmland und Kahnsee. Eine frische Büffelfährte quert den schmalen staubigen Pfad und verliert sich im dornigen Gestrüpp. Den Blick auf den Boden geheftet, versuchen wir, der Spur zu folgen. Wir finden die Losung des wehrhaften Wildes und wissen nun mit Sicherheit, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Auf dem Dung entdecken wir ein halbes Dutzend schwarzer Käfer. Es sind Pillendreher, Mistkäfer, die in emsigem Bemühen mit ihrem flachen spatensähnlichen Kopf kleine Kotbrocken von dem Mistladen abstechen. Die kräftigen Beine des Insekts fügen die Kotteilchen zu einer Kugel zusammen, die bald zur Größe eines Tischtennisballes heranwächst. Der kleine Käfer stemmt sich mit den Hinterbeinen gegen die Dungkugel und rollt sie davon. Er schiebt sie über

Grashalme und kleine Äste hinweg. Er stößt sie sogar über Erdhaufen, die, aus der Käferperspektive gesehen, wie Gebirge wirken. Manchmal stemmt sich der kleine Pillendreher so kräftig gegen die Kugel, daß sie davonrollt und den Käfer mit sich reißt. Die große schwere Kugel wandert über Stock und Stein. Eine beachtliche Leistung für einen kleinen Pillendreher! Endlich ist er am Ziel. Die Kugel liegt im lockeren Lavastaub. Der Käfer gräbt sie ein. Ringsum schiebt er emsig die Erde fort. Er untergräbt die Dungpille, die allmählich tiefer und tiefer sinkt, und deckt sie mit Erde zu. Damit hat der Mistkäfer seine Elternpflichten der Nachkommenschaft gegenüber erfüllt. Die vergrabene Kugel ist die Kinderstube der Pillendreherbrut. In ihr befinden sich die Eier, die sich in der Wärme und Feuchtigkeit des Büffelkotes in Käferlarven verwandeln. Der Dung ist Kinderstube und erste Nahrung zugleich. Wie in dem Märchen vom Schlaraffenland müssen sich die kleinen Larven durch die Kugel hindurchfressen, um schließlich als fertige Pillendreher ans Tageslicht zu kommen.

Am Dunghaufen herrscht geschäftiges Treiben. Immer mehr Mistkäfer kommen herbeigeeilt, um sich in den Fund zu teilen. Während einer der schwarzen Gesellen mit seinem flachen Kopfschild einen großen Brocken von der duftenden Masse absticht, versucht ein anderer, die halbfertige Kugel zu stehlen. Sofort setzt sich der rechtmäßige Eigentümer zur Wehr. Er fährt dem Dieb blitzschnell mit dem Kopf unter den Leib und wirft ihn durch die Luft.

Mistkäfer sind in vielen Arten fast über die ganze Erde verbreitet. Im alten Ägypten, vor mehr als 4000 Jahren, wurde ihnen göttliche Verehrung zuteil. So unverstänlich es uns, den aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts, sein mag, daß ein Mistkäfer zur Gottheit erhoben wird, so wunderbar erschienen den naturverbundnen, aber biologisch ungebildeten Menschen des Pharaonenlandes das Wirken der Pillendreher.

Sie sahen in dem schönen schwarzen Käfer den Inbegriff des sich beständig erneuernden Lebens. Glaubten sie doch, daß es nur männliche Pillendreher gäbe, die ohne weiblichen Partner in dem selbstgeschaffenen Ei, der Mistkugel, Junge erzeugten, und daß aus dem Ei ein neuer Käfer herausschlüpfte, wenn der alte Käfer stirbt. Der Pillendreher war für die Ägypter, die ihre Verstorbenen mumifizierten, um ihnen des Leben im Totenreich zu ermöglichen, das Ebenbild des aus den Mumienhüllen wiedererstehenden Menschen. Sie nannten ihn cheper oder adper, was «werden», «entstehen» und «existieren» heißt.

In den Kunstwerkstätten der alten Ägypter wurden Nachbildungen des «heiligen Pillendrehers» aus Stein, Ton, Edelstein oder Gold geschaffen, die als wirksame Amulette getragen wurden. An den Wänden der Königsgräber, in den Siegeln der Pharaonen, auf Denksteinen und Obelisken, überall erscheint die Abbildung des glückbringenden Käfers. Am Tempelsee von Karnak steht auf hohem Sockel ein großer Steinskarabäus und im Ägyptischen Museum zu Kairo befindet sich auf einem breiten Goldreif ein aus Lapislazuli naturgetreu nachgebildeter Käfer, den einst der junge

Pharao Tut-ench-Amun als Glücksbringer trug. Man schuf auch Herzskarabäen. Sie wurden den Mumien auf die Brust gelegt. Damit das wahre Herz vor dem Totengericht nichts Belastendes aussagen kann, was zu einem ungünstigen Urteilsspruch führen würde, ist auf dem Herzskarabäus ein Zauberspruch eingegraben, der mit seiner magischen Kraft verhindert, daß das Herz eine belastende Aussage macht.

Im reichen Grabschatz Tut-ench-Amuns findet man Skarabäen, die eine Sonnenscheibe oder eine Mondscheibe vor sich herschieben. Der Pillendreher galt als Symbol ewigen Sich-selbst-Erneuerns und als eine Erscheinungsform des Sonnengottes. Er wurde zu den großen Göttern gezählt und als Beweger der Sonne verehrt, der das Tagesgestirn über den Himmel rollt.

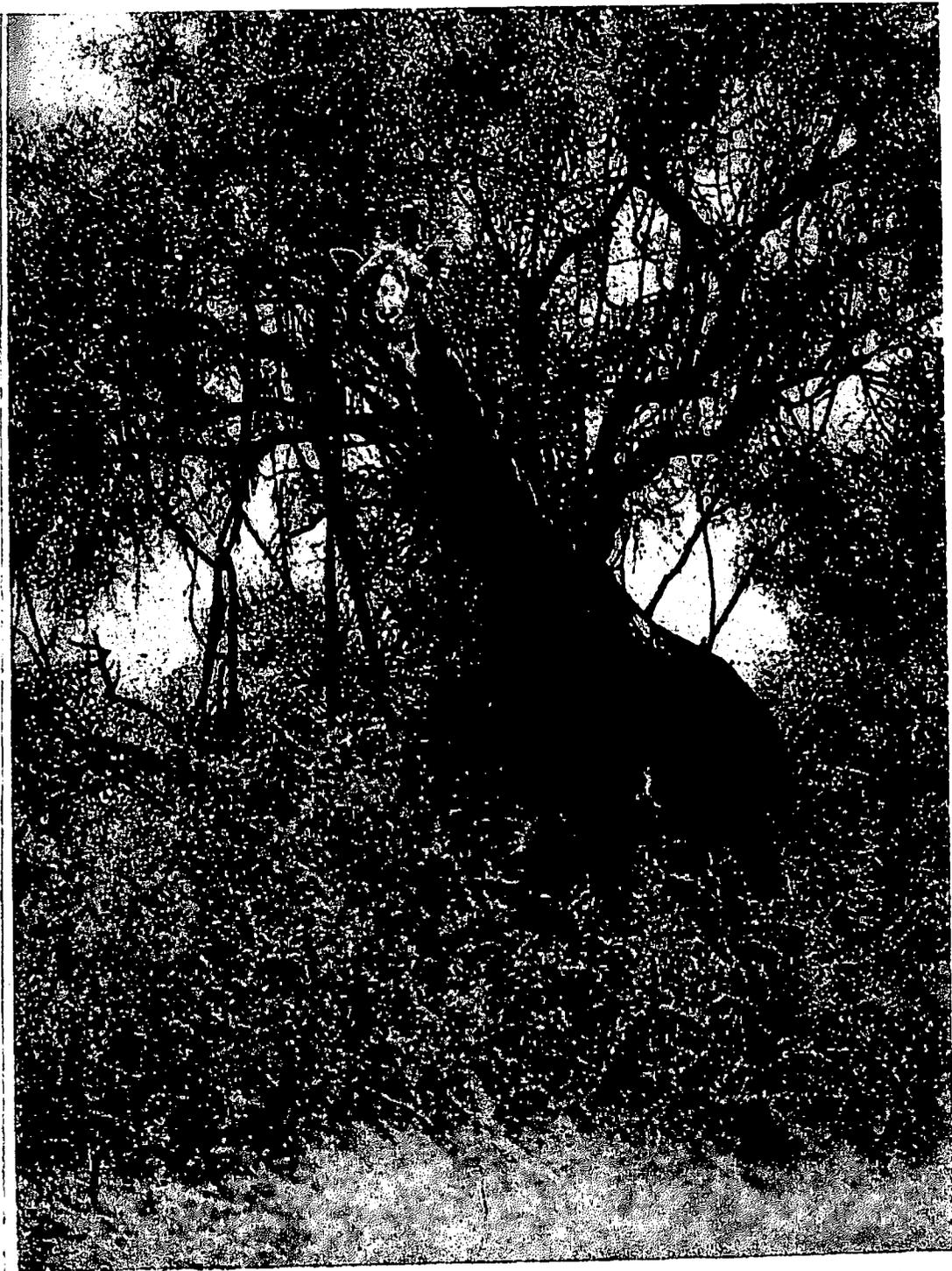
Wir haben den Büffel vergessen und filmen die heiligen Pillendreher, die bald den ganzen Dunghaufen in Kugeln zerlegt und davongerollt haben. Aus dem Galeriewald des Kahnsees klingt das Geschrei der Meerkatzen, die in den Zweigen der hohen Akazien umherturnen. Ein Buschbock, der von einem Strauch am Rande des Weges geäst hat, geht flüchtend ab. Mit einem jähen Satz springt er ins dichte Unterholz.

Am anderen Ufer ziehen Wasserböcke. Langsam wandern sie auf dem Wiesenstreifen entlang und tauchen bald im Schatten der Bäume unter. Einige Tiere haben sich wiederkäuend niedergelassen, andere äsen.

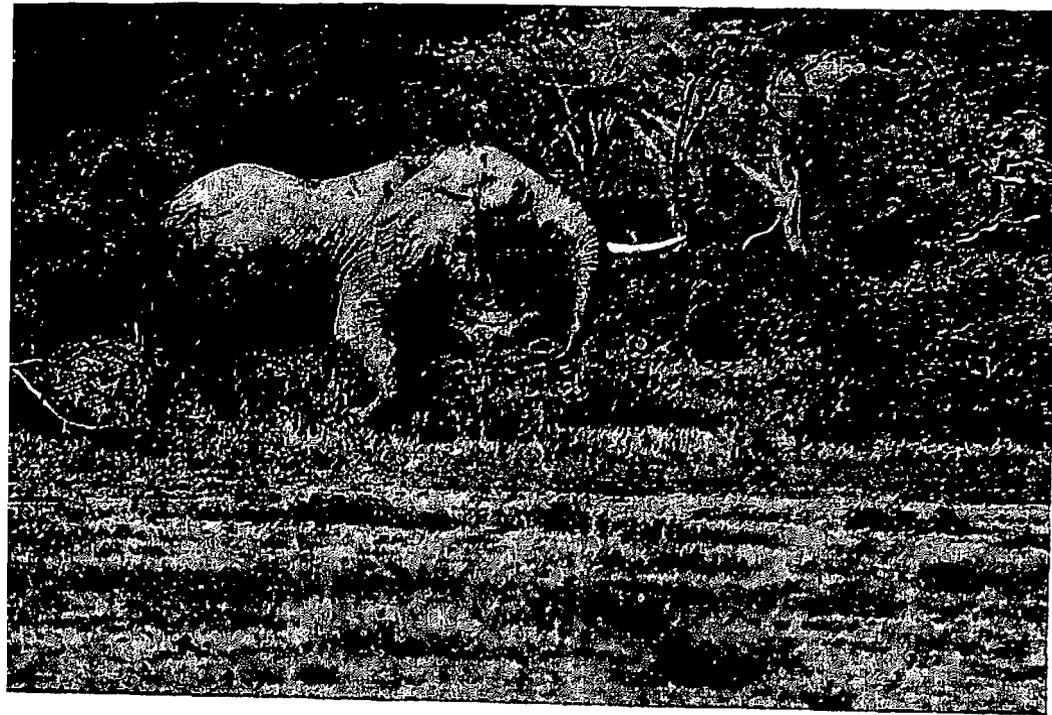
Aus dem Wald tritt eine Giraffe. Es ist ein starker Bulle. Langsam läuft er aus den schützenden Bäumen auf die freie Wiesenfläche hinaus und nähert sich einigen Ibissen, die im feuchten grünen Gras am Seeufer ihre Nahrung suchen. Mit ihren langen sichelförmigen Schnäbeln stochern sie nach Würmern, Insekten, Schnecken und anderen kleinen Tieren.

Eine zweite Giraffe tritt aus dem Wald, auch ein Bulle, aber nicht so groß und kräftig wie sein Artgenosse, auf den er zielstrebig zuläuft. Sie beschnuppern sich gegenseitig, drehen sich einmal um sich selbst und stehen dann mit gespreizten Hinterbeinen Seite an Seite. Einer der Bullen biegt den Hals seitlich nach hinten und schlägt, mit dem Kopf einen Halbkreis beschreibend, der anderen Giraffe die Hornzapfen in die Seite. Der dumpfe Aufschlag ist deutlich zu vernehmen. Der Geschlagene weicht einen Schritt zurück. Wieder stellen sich die Bullen in Kampfstellung auf. Jetzt schlägt der andere zu. Die Schläge werden härter, aber die Tiere schlagen nicht wild um sich. Der Rivalenkampf scheint nach festliegenden Regeln ausgefochten zu werden. Nachdem sich die beiden Recken etwa fünf Minuten lang geschlagen haben, laufen sie plötzlich auseinander, ohne daß wir feststellen können, wer in diesem Wettstreit Sieger ist.

Am Spätnachmittag fahren wir mit Rolf noch einmal zum Kahnsee. Die Schatten sind schon groß, als wir unseren Beobachtungsplatz beziehen. Am anderen Ufer liegen, weithin sichtbar, drei Nashörner in einer Staubmulde. Zwei tiefausgetretene Wechsel führen dorthin. Es ist ein bevorzugter Nashornruheplatz, wo sich die drei Dickhäuter die letzten Strahlen der Abendsonne auf den grauen Rücken scheinen lassen. Sie



Einem prächtigen Giraffenbulle begegnen wir auf unserer Fahrt zu den Masai. Er hat ein Speckgenick, denn die Giraffen speichern ihren Fettvorrat im Hals.



Nur von einem jüngeren Artgenossen begleitet, wandert der alte Elefantenbulle durch die Steppen. Genauso wie der Elefant, der uns im Ngorongoro-Krater angriff (unten), hat er nur einen Stoßzahn.



schlafen. Still liegt der See. Sogar das aufdringliche Geschnatter der Gänse ist verstummt. Ein kleiner bunter Specht hackt mit seinem spitzen Schnabel im morschen wurmstichigen Stamm eines toten Baumes und holt mit seiner langen Zunge winzige Insekten hervor.

Plötzlich fahren die Nashörner laut prustend auf. Mit erhobenen Köpfen wittern sie. Die Ohren spielen. Hat sich der Wind gedreht? Sind die Nashörner auf uns aufmerksam geworden? Wir sehen, daß eine der beiden Kühe tragend ist. Das dritte Tier ist das halberwachsene Kalb der anderen Kuh. Aus dem Galeriewald wechselt ein Bulle. Er verhofft einen kurzen Augenblick und rennt laut schnaubend auf die Nashörner zu, die eilig die Flucht ergreifen. Die Nashornmutter und ihr Kalb flüchten einen Hang hinauf. Der Bulle folgt ihnen. Schon hat er sie erreicht, senkt sein Horn und stößt es der trächtigen Nashornkuh tief in die Seite. Das Tier bricht zusammen, rollt den Abhang hinab, überschlägt sich mehrmals, kommt wieder auf die Beine und rennt über den Wiesenstreifen am Seeufer zum Waldrand. Aus ihrer Wunde quillt Blut. Der Bulle hat sich von ihr abgewandt und verfolgt die andere Kuh. Wild jagt er hinter ihr her. Im Wald entschwinden sie unseren Blicken. Was hat den Bullen zum Angriff gereizt? Die Unverträglichkeit mancher Nashörner im Zoo, die eine Zucht oft unmöglich macht, scheint keine ausgesprochene Gefangenschaftserscheinung zu sein.

Die Sonne ist untergegangen. Der erste Stern beginnt zu funkeln. Nach kurzer Dämmerung folgt die Nacht.

Der Heilige Abend ist vorüber, das erste Weihnachten fern der Heimat, das wir ohne unsere Kinder verlebten. Eine Zeder, von der Farmersfrau liebevoll geschmückt, ersetzte den Tannenbaum. Als die bunten Kerzen brannten, wirkte er ebenso prächtig und strahlend wie ein «echter» Weihnachtsbaum. Wir sahen sogar Schnee zum Weihnachtsfest. In der hellen Mondnacht grüßten die ewigen Schneefelder des Kilimandscharo zu uns herüber.

Am ersten Weihnachtsfeiertag kommen die Arbeiter der Farm zum Wohnhaus, um ihre Geschenke abzuholen. Sie haben ihre besten Gewänder angelegt. Vor der Treppe, die zur Veranda führt, bleiben sie erwartungsvoll stehen. «Sikuku!» rufen sie uns fröhlich zu. Sikuku heißt zu deutsch «Geschenk». Sikuku ist für die schwarzen Arbeiter der Farm gleichzeitig die Bezeichnung für das Weihnachtsfest. Es ist ein Feiertag, weil man beschenkt wird, die Frauen mit einem bunten Umschlagetuch oder einem Kochtopf, die Männer mit einem Hemd.

Die Frauen behängen sich mit ihren neuen Tüchern und bitten uns, sie zu fotografieren. Auch die Männer drängen sich vor die Kamera. Dann nehmen sie ihre Geschenke unter den Arm und wandern zu ihren Hütten hinab.

Wir benutzen den Feiertag als Ruhetag. In der kleinen Bibliothek der Farm finden wir gute Unterhaltungslektüre, und so sitzen wir im kühlen Schatten der Veranda

und lesen seit langem wieder einmal ein Buch. Morgen werden wir uns auf eine neue Safari vorbereiten. Sie soll uns in den Tsavo-Nationalpark führen, der einige hundert Meilen von Momella entfernt auf der anderen Seite des Kilimandscharo liegt.

## SCHWARZ UND WEISS

*Meata engima olalase.  
Das Feuer hat keinen Bruder.*

Silvester sind wir bei lieben Freunden zu Besuch. Es tut gut, nach «rauhem» Wochen wieder einmal in gemütlicher Gesellschaft zu sein. Die Hausfrau spielt Klavier und stimmt ein altes Schweizer Volkslied an. Die Gäste singen mit. Schweizer Lieder wechseln sich mit deutschen ab. Durch den gemeinsamen Gesang wird rasch der Kontakt zwischen den Gästen hergestellt, die teils ungarischer, teils schweizerischer oder deutscher Abstammung sind. Die Gläser klingen aneinander. Ein altes Radio sendet fast moderne Tanzmusik, und bald drehen sich die Paare zu einem flotten Tänzchen.

Ein Schweizer Ehepaar interessiert sich für unsere Safaris. Sie wollen wissen, wo wir schon gewesen sind, und freuen sich über die Bilder, die wir ihnen von unseren Fahrten durch Busch und Steppe zeigen können. Sie sehen Fotografien von Elefanten, Nashörnern, Löwen und von unseren Masai-Freunden im Lande der Blauen Berge. Eine Fotografie zeigt Kisiwa, unseren treuen Safaribegleiter. Als ich Kisiwas Tüchtigkeit lobe, zieht die Frau verächtlich die Mundwinkel herab und spricht hart: «Neger sind faul und dumm!» Ich bemerke, daß sich Kisiwa bei allen Arbeiten als sehr zuverlässig und intelligent erwiesen hat. „Es ist schade“, füge ich hinzu, „daß man die Neger nicht ihren Fähigkeiten entsprechende Berufe erlernen läßt. Ich bin überzeugt, daß Kisiwa bei einer ordentlichen Schulbildung ein guter Techniker oder gar Ingenieur werden könnte, aber —.« «Unsinn, Lüge!» schneidet mir die Frau das Wort ab. «Neger sind dreckige Schweine. Sie sind unehrlich, frech und faul! Ich hasse die Neger!» schreit sie mich an. «Wenn es sich ein Neger wagen würde, einen Fuß in mein Haus zu setzen, ich würde ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen!» Sie spießt ihren Zeigefinger in einen Pfannkuchen und fuchtelt mir damit wild vor dem Gesicht herum.

«Schweine sind es!» wiederholt sie aufgebracht. Ihre Augen glänzen unnatürlich. Sie ist betrunken. Angewidert erhebe ich mich und wechsele demonstrativ meinen Platz.

Es ist erschreckend, mit welchem Starrsinn die meisten Europäer in Afrika an längst durch Tatsachen widerlegten Vorurteilen gegenüber dem Afrikaner festhalten. Es spricht aus ihnen eine unbeschreibliche Überheblichkeit, wenn sie den Neger als einen rückständigen Menschen schildern, der keineswegs in der Lage sein soll, sich der modernen Technik zu bedienen, sich höheres Wissen anzueignen, sich vom Aber-

glauben zu befreien und sein Land selbst zu verwalten. Diese Europäer sehen den Neger als Kind, als zweitrangigen Menschen, der einer strengen Erziehung und Beaufsichtigung durch den Weißen bedarf.

Davidson, einer der bekanntesten englischen politischen Publizisten, hat diese Einstellung der Europäer mit folgenden Worten charakterisiert:

«In Leopoldville liegt der gesamte Hafenbetrieb in Händen von Afrikanern. Nur einige wenige Europäer üben eine Kontrolltätigkeit aus. Hier kann man Afrikaner sehen, die schwere Kräne bedienen, Traktoren lenken, Straßen bauen, Schiffe entladen, Waren verpacken und Arbeiter beaufsichtigen, und das alles mit einer Selbstverständlichkeit und Umsicht, die nur Menschen besitzen, die genau wissen, was sie tun. Und weil nicht sein kann, was nicht sein darf, stellt der Hafen von Leopoldville für die meisten Europäer im Schwarzen Afrika etwas vollkommen Unmögliches dar. Das ist durchaus keine Übertreibung von mir.»

Der Franzose Gide stellt in einem Buch «Voyage au Congo» fest:

«Je weniger intelligent ein Weißer ist, desto dümmer erscheint ihm der Schwarze.» Zu dieser Feststellung möchte ich Zahlenmaterial sprechen lassen, das Davidson in seinem Buche «Erwachendes Afrika» zusammengetragen hat, damit man mir nicht den Vorwurf machen kann, daß meine Sympathie für die Afrikaner den nüchternen Blick für die Tatsachen trübt.

1946 kam in den Werkstätten der Union Minière in Jadotville, wo Kupfer gefördert wird, der gesamte Maschinenpark repariert und neue Maschinen hergestellt werden, auf fünf afrikanische Facharbeiter, die Maschinen bedienen, ein europäischer Vorarbeiter. «1954 kam auf sieben Afrikaner je ein europäischer Vorarbeiter. Von diesen 600 Afrikanern war ein Viertel 1954 als Fachkräfte oder hochqualifizierte Fachkräfte eingestuft; ein weiteres Viertel erhielt den Lohn angelernter Arbeitskräfte. Diese Männer sind Schlosser, Modelltischler, Former, Werkzeugmacher, sogar technische Zeichner. Sie bearbeiten wertvolle Metallteile auf ein Hundertstel Millimeter genau. Sie führen fast alle in einer neuzeitlichen Werkstatt erforderlichen mechanisierten Arbeitsgänge aus, und zwar meist nur unter bloßer Routineüberwachung durch die Vorarbeiter. Fast ausnahmslos wurden sie in kleinen, verlorenen Buschdörfern geboren, wo von der modernen Welt und ihren Maschinen nur etwas zu sehen und zu hören war, wenn in weiter Ferne ein Flugzeug vorüberbrauste.»

Am 24. Februar 1954 erschien ein offizieller Bericht in der Times, der sich mit den Löhnen der Afrikaner in Kenya befaßte. In diesem Bericht, der von einem Komitee ausgearbeitet wurde, also das Ergebnis einer eingehenden sachlichen Untersuchung darstellt, wird gefordert, daß so bald wie möglich eine Entlohnung in Kenya anzustreben ist, die es auch einem ungelerten Arbeiter ermöglicht, sich und seine Familie zu ernähren. Davidson kommentiert diesen Bericht:

«In kurzen Worten heißt das nichts anderes als: der einzige Weg zu Ruhe und Frieden in Kenya besteht darin, daß die unbedacht handelnden weißen Ansiedler ihre

ich etwas Warmes, Feuchtes, das an den Beinen hinabrinnt. Ich renne zum Wagen, lege die Schildkröte in den Laderaum und stelle fest, daß die Aufregung des Panzertieres eine sichtbare Spur auf meiner Hose hinterlassen hat. Trotzdem bin ich stolz auf meinen ersten «Tierfang» und hoffe nur, daß die Pantherschildkröte auf irgendeine Weise in den Dresdner Zoo gelangt.

Der See liegt vor uns. Er wird nicht von Galeriewald umsäumt. Seine Begrenzung bilden die sanftwelligen baumlosen Hügel des Meruvorlandes, die verhältnismäßig steil abfallend in den See tauchen. Darüber türmt sich in sanften Übergängen der erloschene Vulkan, dessen Schroffheit durch die immergrünen Wälder, die bis zu einer Höhe von 3500 Metern gedeihen, gemildert wird. Auf unserer Seite ist das Ufer breiter und flacher. Wir lassen den Landrover zurück und laufen, einen ausgetretenen Flußpferdwechsel als Pfad benutzend, bis zu einer Landzunge, die sich in den See vorschiebt.

Auf einer kleinen Insel im See wachsen Palmen und Euphorbien. Vor einiger Zeit, so berichtete uns ein alter Afrikaner, ist auf dieser Insel ein toter Guereza-Affe gefunden worden. Der Mann betrachtete diese Tatsache als einen sicheren Beweis dafür, daß diese Affen schwimmen können. Es erscheint bei der Unlust der Guereza-Affen, zum Boden herabzukommen, wenig glaubhaft, daß ein Tier die zwei Kilometer vom Urwald bis zum See auf dem Boden gelaufen ist. Vielleicht wurde der Affe von einem Adler ergriffen und auf die Insel gebracht. Was sollte ihn bewogen haben, die sichere Nahrungsquelle des Urwaldes zu verlassen, die trockene Buschsteppe zu durchwandern und freiwillig durch den See zu schwimmen?

Aus dem Wasser erheben sich die Köpfe von vier Nilpferden. Wir nehmen die Foto taschen von den Schultern und bauen die Filmkamera auf. Dann lassen wir uns im borstigen Gras nieder und suchen mit dem Fernglas die Steppe nach Tieren ab. Auf einem kleinen buschbestandenen Hügel am rechten Seeufer steht ein Nashorn unbeweglich in der prallen Sonne. Fünf Minuten verweilt es so, dann senkt es den Kopf und verschwindet im eigentümlich federnden Nashorngalopp hinter dem Hang.

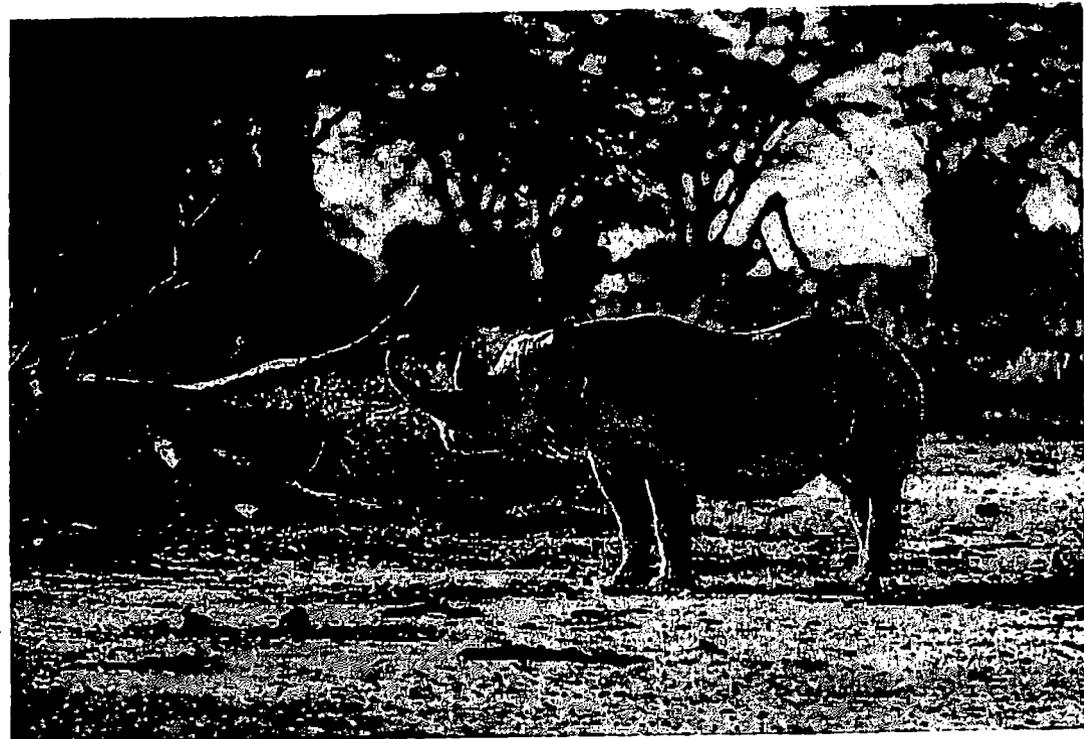
Es ist brennend heiß. Ich habe ein starkes Bedürfnis, mich im verlockend kräuselnden Wasser des Momella-Sees abzukühlen. Angesichts der auf- und untertauchenden Köpfe der Hippos scheint es mir jedoch ratsamer, dem Verlangen zu widerstehen.

Über dem See kreist ein großer weißer Vogel. Als er im schrägen Gleitflug zur Landung ansetzt, erkenne ich ihn. Es ist ein Pelikan. Etwa fünf Meter über dem Wasser spreizt er die Beine, die während des Fluges an den Körper gelegt waren, nach vorn, bremst damit den Aufprall ab und rutscht bei der Landung auf dem Wasser dahin.

Die Mittagsstunden sind für Tierbeobachtungen unvorteilhaft. Die meisten Tiere haben im Schatten der Büsche und Bäume Schutz vor den steil einfallenden Strahlen der Sonne gesucht. Nur ein paar Taucher treiben auf dem glitzernden Wasserspiegel Fischfang, und der einsame Pelikan zieht träge rudern über den See. Die Flußpferde jedoch scheinen um diese Zeit erst richtig munter zu werden. Mit einer Gewandtheit,



Auf dem weiten ausgetrockneten Boden des Amboseli-Sees begegnen wir täglich Nashörnern. Gern suhlen sich die Tiere dort in schlammigen Tümpeln, die als letzte Reste des Sees in der Trockenzeit verbleiben.





Wenn die Sonne sinkt, ziehen die Spitzmaulnashorner zur Suhle, während sie die heiße Mittagszeit verdösen.

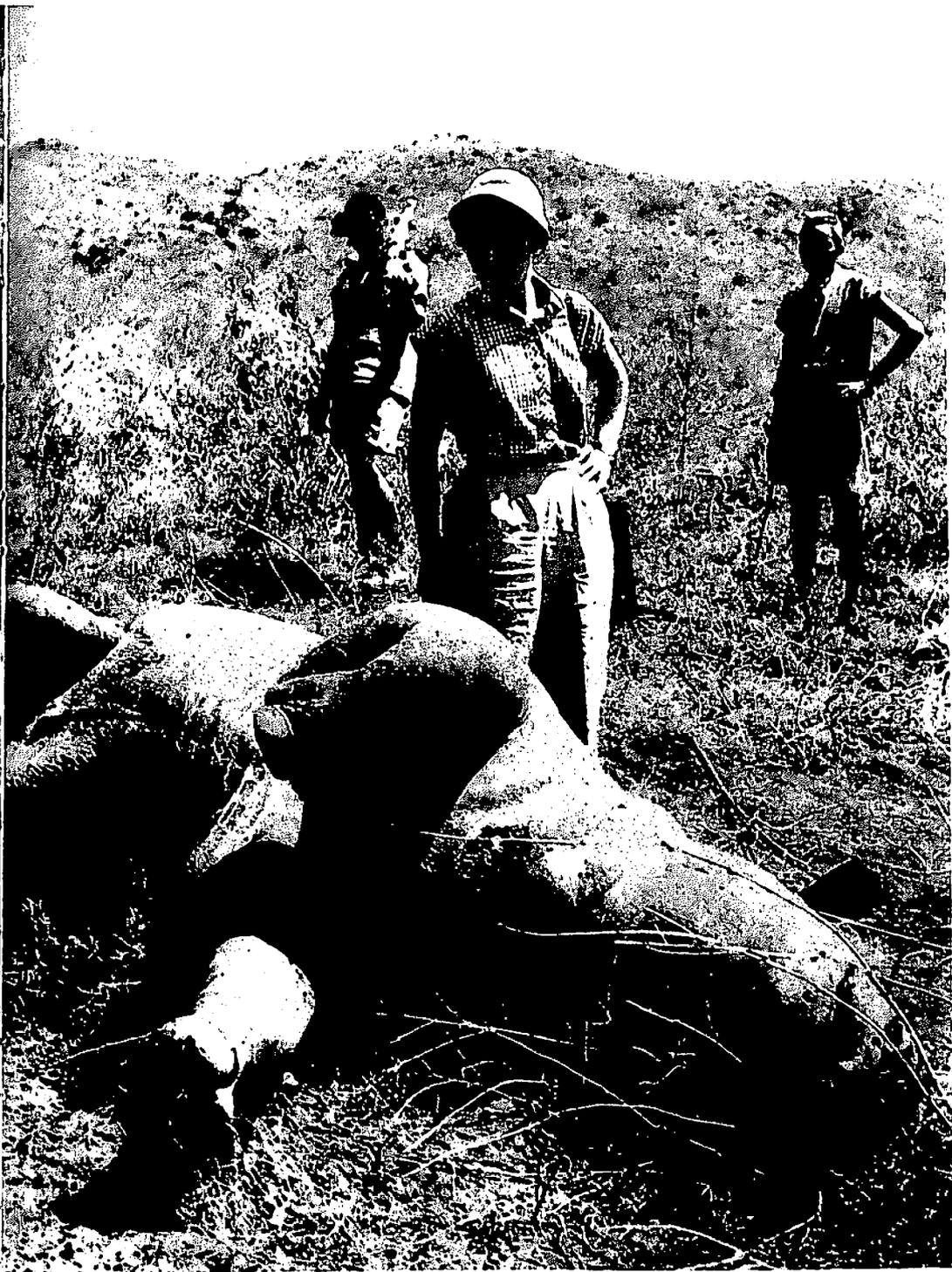


In der Dämmerung beginnen sie, die Zweige der Sträucher zu äsen. Im Gebiet von Amboseli leben zwei Nashörner mit riesig langen Hörnern: Gertie und Gladys. Hunderte von Fliegen sitzen auf ihrem Bauch.





Im Momella-See finden wir ein wenige Wochen altes totes Nashornkälbchen.



Die Geier haben vom Nashorn noch nicht gefressen. Sie warten, bis die Verwesungsgase die dicke Haut sprengen.



Wir sind über hundert Nashörnern begegnet, aber nicht einer dieser als böseartig verdächtigem Gesellen hat uns angegriffen. Eine Nashornmutter wälzt sich in der Suhle, während ihr Kalb, mit Madenhackern auf dem Rücken, zuschaut.



Einer Familie von 35 Flußpferden begegnen wir im Tsavo. Die Jungen wälzen sich im Wasser und spielen miteinander, während die Mütter uns nicht aus den Augen lassen.





In großen, oft mehrere hundert Stück umfassenden Herden leben die Grantgazellen. Die männlichen Tiere unterscheiden sich von den Weibchen durch längere Hörner.



Die meisten Antilopen, darunter auch die Oryxantilopen, bevorzugen die Bussteppe und ernähren sich außer von Gras auch von Blättern und Zweigen. Die Nashornmutter und ihr Kalb (unten) trafen wir am Fuße des Kilimandscharo im Gebiete von Amboseli. Sie hatte sich ihr vorderes Horn abgebrochen.

